

sprach er in der Redaktionsstube Kalberer an der Bahnhofstrasse vor und gab bescheiden zu verstehen, dass eine solche Ehrung für ihn schon längstens überfällig sei. Aber eben, die Welt sei doch ohnehin ungerecht! Der Beginn des folgenden Jahres brachte ihm die ersehnte Genugtuung, fand er in der Chronik ein Bild von sich als Expressbote, versehen mit einem aufmunternden Vers, für ihn wohl ein weiterer Grund zum Feiern in der Wirtschaft.¹

Im Nachruf vom 12. Juni 1931 weiss der «Alttaggenburger» zu berichten: *«Auch manchem Automobilisten mag er Respekt abgerungen haben, wenn Amtsmiene, -tenue und Stock an der Hauptstrasse den Hüter des Gesetzes aus guten alten Zeiten vor-täuschten. ... Wohltätige Menschen haben dem von der Liebe im Stich Gelassenen Beweise christlicher*



Sehr richtig, August, Du hast recht:
„Die Welt ist ungleich recht und schlecht!“
Und undankbar, vergesslich auch,
Sonst wüßte sie, was Sitt' und Brauch
Auch gegen Dich wär jederseit —
Und hätt' auch Dich schon konterfeit.
Drum machen wir gut diese „Schmach“
Und holen längst Verfüumtes nach.
Mehr Verse braucht dies Bild hier nicht
Da es für sich ja selber spricht!

Express-Güschtl Breitenmoser unterwegs mit seinem turmhoch beladenen Handwagen.
(Toggenburger Chronik, Januar 1931, S. 13,
Verlag E. Kalberer AG Bazenhaid)

Nächstenliebe erwiesen, seine Lieblingsmedizin die ‚Gletschermilch‘ (Schnaps), der warme Wartsaal mit Pfeife, Stumpen und Brissago waren seine Verbündeten und halfen ihm, sein Lebensschifflein bis zum 66. Altersjahr über Wasser zu halten.» Als er krankheitshalber das Spital aufsuchen musste, spendete ihm ein Gönner, der über seinen ersten Gesundheitszustand wusste, ein Erstklass-Bahnbillett für die Hinreise nach Wattwil, wo er am 9. Juni 1936 verstarb.²

Ofensprenger oder de Grööfli

Nachdem der gelernte Bäcker seinen Beruf hatte aufgeben müssen, wurde er Viehtreiber wie sein Gegenspieler Heinrich Näf, der sich damals als Aushilfskraft im «Bären» durchbrachte. Gebhard Helg schreibt im Bazenhaid Bilderbuch über eine ihrer Begegnungen: *«Die beiden mochten sich gar nicht leiden, sah doch jeder im andern den Konkurrenten. So gerieten sie sich eines Abends wegen Futterneides im ‚Schäfli‘ in die Haare, setzten den Kampf vor der Wirtschaft fort, wobei Peter Graf dem Heiri Näf mit seiner überlegenen Kraft den Meister zeigte. Peter Graf behauptete damit seinen Titel als erster Viehtreiber im Dorf.»* Für dauerhaftes Dorfgespräch sorgte Grööfli vor allem, nachdem er sich mit seiner Frau in Gumpersloh niedergelassen hatte, wegen Geldmangels seine Stube mangelhaft heizen konnte und dagegen Abhilfe schuf, indem er das Holz ohne Skrupel dort beschaffte, wo es in grossen Mengen aufgeschichtet war. Als der Holzbesitzer den Diebstahl bemerkt hatte, aber den Deliquenten nicht genau kannte, steckte er eine Patrone in ein oben aufliegendes Büscheli. Grööfli tappte in die Falle, heizte seinen Ofen kräftig ein, bis der Wärmepender unter einem gehörigen Knall auseinanderbarst. – Daher der zuname «Ofensprenger».³

Unter dem Titel «Wie behandle ich meinen Tierarzt? – Wunderliche Erlebnisse eines Landtierarztes» veröffentlichte Dr. med. vet. Franz Knüsel 1982 ein

Buch, in welchem er auf humoristische Weise das Zusammenleben von Mensch und Tier in seinem Wirkungskreis ausleuchtete. Dr. Knüsel wohnte von 1942–47 in Bazenhaid, bevor er seine Praxis an Tierarzt Dr. Jakob Meili verkaufte. Die Geschichte «Wie ungleich sind die Triebe doch verteilt!» endet mit einer Episode über Grööfli, den er aufschnappte, als er sich wieder einmal per Autostopp zu einem Viehhändler chauffieren lassen wollte. Unterwegs dreht sich das Gespräch um Grööflis Viehtreiberberuf und um das Schickal eines Pferdes, das bei einer Dorfbeiz besiegelt wurde. Er war darüber bestens unterrichtet, weil der wohl «zufällig» bei der Wirtschaft vorbeikam:

«So oft wie den Briefträger, sieht man den Grööfli im Dorf. An einem der ersten Tage lernte ich ihn kennen. Hundert Meter vor einer dreigabeligen Strassenverzweigung war es. Ein zerlumptes mageres Greislein hielt bei meinem Heranknattern den Stock in die Höhe und bedeutete mir, halb drohend – halb bittend, anzuhalten. Fünfzig Schritte nach seinem Standplatz hielt ich an. Wie einen jungen Hund sah ich ihn im Rückspiegel dahergaloppieren; er schoss zielbewusst auf die rechte Wagentüre los. ‚Wohin wollen Sie?‘, fragte ich ihn. ‚Wohin fahren Sie?‘, lautete die Gegenfrage. Komischer Kerl! ‚Ich fahre nach Füchslikon‘, sagte ich (Wolfikon). ‚Gut, ich auch, ich gehe zum Gubelmann‘, sagte er (heute Landwirt Stefan Hauser). ‚Aber das konnten Sie ja nicht wissen; wollen Sie eine Kuh kaufen beim Gubelmann?‘

‚Nein‘, sagte er, ‚ich bin Viehtreiber. Ein Händler hat immer Arbeit für mich. Und wenn's nichts gibt, fahr ich zum nächsten.‘ ‚Fahren ist gut! Finden Sie immer einen, der Sie aufnimmt?‘ ‚Immer, wenn sie mich noch nicht kennen.‘ ‚Wie alt sind Sie?‘ ‚Sechzig gewesen, bald siebzig.‘ ‚Und rennen noch immer so daher?‘

Möchten Sie sich nicht lieber bei einem Fuhrhalter als Pferdehalter anstellen lassen, zum Beispiel beim Taber Heiri?‘

Er protestierte: ‚Das wäre eine langweilige Arbeit, wenn man nicht weiss, wie lange der in der Beiz hockt. Und überhaupt, seine Gäule sind's gewohnt, stundenlang zu warten. Glauben Sie mir, ich möchte nicht dabei sein, wenn wieder so etwas passiert wie mit dem Ross vom ‚Trauben‘-Wirt. Der hat ihm doch ein prächtiges Ross verkauft, und sie haben eine Probezeit von zwei Wochen vereinbart. Während der Zeit hat der Heiri wieder einmal ein neues Wirtshaus probiert, mit den zwei Gäulen am Wagen. Der neue hatte noch keine Ahnung von der Geduld gehabt, die der Heiri von ihnen verlangt. Er hat gedrängt und gedrängt der Stange entlang, bis er Tannenzweige erwischt und sie gefressen hat. Und wissen Sie, was passiert ist? Der Gaul hat die Kolik bekommen, so rasch und so schmerzhaft, dass er auf der Stelle verendet ist. Der Doktor, Ihr Vorgänger, hat gesagt, es ist eine Eibenvergiftung. Ich bin dazugekommen und hab' es selber gehört. Glauben Sie mir, wenn ich bei den Kleppern ‚gegaumt‘ hätte, ich wär vom Heiri verprügelt worden. Nein, ich will lieber Viehtreiber bleiben, es ist mir wohl dabei, und ich kann alle Tage autofahren, ha, ha.›»⁴

Ruedi Bucher alias Rudolfine

Vor zehn Jahren verstarb mit Ruedi Bucher (1926–2009) ein Dorfbewohner, der in seiner Person die Berufe des Flach- und Kunstmalers vereinigte und allmählich zum Dorforiginal wurde, das in den Dorfwirtschaften die Nähe der Gäste suchte. Abgesehen von den Kulissen für Vereinsaufführungen und von den Fasnachtsdekorationen in Wirtshäusern ist Ruedi Bucher ein Glücksfall für Bazenhaid, hinterliess er mit einem Teil seiner Werke – wohl kaum beabsichtigt – kulturhistorische Perlen. Allein von Bazenhaid nehmen nahezu 30 Bilder Bezug auf die massiven Veränderungen in der Siedlungsstruk-

tur. Die meisten Dorfansichten sind verschwunden oder im Verschwinden begriffen. Unter dem Titel «Bühne für Kunst und Kleinkunst» ist sein künstlerisches Schaffen gewürdigt (Siehe S. 91 f).

Im Folgenden sei aufgezeigt, wie das Schicksal aus Ruedi Bucher ein Dorforiginal formte, welches einen erheblichen Teil seines Lebens in inner- und ausserörtlichen Dorfwirtschaften verbrachte.

Bis zu seinem Wegzug von Bazenhaid nach 56 Jahren aus gesundheitlichen Gründen ins Pflegeheim Fürstenau Wil 2005, wo er vier Jahre darauf gestorben war, gab es kaum jemanden, der Ruedi Bucher nicht kannte. Immer wieder setzte er als sonderbarer Kauz einen buntfarbigen Akzent, wenn er in Damenkleidern, versehen mit Damenaccessoires, agierte: am Bahnhof, auf der Post, in einer Wirtschaft, an Unterhaltungsabenden, an Dorffesten etc.. Dann haute er nicht selten mit aller Wucht auf den Putz, was ihm unheimlich gut tat. Manchmal kurvte er auf einem Damenvelo einher und winkte frivol in der Gegend herum. Da er ein fleissiger Jahrmarktbesucher war, kannten die Leute Rudolfine – wie sie ihn gerne nannten – bis ins Rheintal hinaus. Merkte er, dass jemand die «Echtheit» seiner angeblich goldenen Damenohrringe bezweifelte, indem er lediglich wortlos einen kritischen Blick darauf warf, reagierte er besonders sensibel und gab mit rollenden Augen, als wollten diese wie Kristallkugeln aus seinem Kopfe schiessen, ungehalten zu verstehen: «Da isch denn im Fall echts Gold. Da isch kei Mörschwiler Gold!»

Warum aber sein Erscheinen in Damenkleidern? Seine Frau Marie, mit der er seit 1953 glücklich verheiratet war, fand im dritten Ehejahr eines Tages Damenwäsche in Ruedis Nachttischchen und erfuhr von ihm, dass er sich stärker als Frau, denn als Mann fühlte. Dennoch wurden die Buchers Eltern von 4 gesunden Kindern, in deren Gegenwart der Vater wiederholt im Frauenkostüm aufkreuzte. Sogar als Waffen- und Marathonläufer lebte er ein Stück weit seine weibliche Seite aus, wenn er Da-

menwäsche und einen BH unter der Uniform bzw. der Sportbekleidung trug. Bevor das älteste Kind volljährig war, brach die Ehe 1974 auseinander. Seinen Traum vom Frausein lebte er weit darüber hinaus umso intensiver in Erfüllung jener uralten Redensart, nämlich: Wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen. In der Tat, sogar im Pflegeheim, als er kaum noch gehen konnte, mussten ihn die Pflegenden unter nicht ganz leichten Bedingungen mit Damenunter- und Oberwäsche bekleiden. Dann legte er Wert darauf, dass sie ihn entweder nur mit Unter- oder Oberbekleidung im Bett liegend oder am Bettrand sitzend ablichteten.

Vor diesem Hintergrund schlitterte Kunstmaler Ruedi Bucher mit zunehmendem Alter in die Rolle eines Dorforiginals, in der er sich sichtlich wohl fühlte und manchem Dorfbewohner bei Begegnungen ein Schmunzeln entlockte. Allein an seinem äusseren Erscheinungsbild gemessen wäre es also zu billig, ihn als komischen Kauz, gar als Spinner zu betrachten, der irgendwie aus dem Rahmen der Gesellschaft herausgefallen ist. Seine jugendliche Tristesse als Verdingbub und noch intensiver sein Aufgewühltsein gegen seine natürliche Geschlechtlichkeit hielten ihn in jungen Jahren gefangen, wie es der deutschsprachige Schriftsteller Rainer Maria Rilke (1875–1926) in seiner Metapher «Der Panther» lyrisch darstellte:

«Der Panther»
Im Jardin des Plantes, Paris

*Sein Blick ist vom Vorübergehen der Stäbe
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

*Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein grosser Wille steht.*



Rudolfine im alten «Bären» 2001. (DA AK)

*Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf -. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille –
und hört im Herzen auf zu sein.*

Die Raubkatze im Zoo ist hinter Gitterstäben ihrer Freiheit beraubt, von aussen betrachtet verfügt sie über ihre Kraft und ihren starken Willen, ist aber wie gelähmt, zum Schauobjekt entwertet und ihres Wesens kaum mehr mächtig. Ruedi Bucher liess sich seiner Natur, seines Wesens nicht berauben und brach, wie wir erfahren haben, mit aller Kraft aus, in bunten Damenkleidern – letzten Endes auch ein Gestaltungsakt der ganz persönlichen Art – und Malen und Zeichnen wurden für ihn zu einem emp-



Rudolfines Damentasche, oft gefüllt mit Damenschmuck, Make-up etc.. (DA ADKB)



Rudolfine (rechts unten sitzend) am Spelterini-Fest 2002. Aquarell J. Moser 2005

findsamen Befreiungsakt von einer gefühllosen, den Einzelnen ungeachtet seiner Individualität auch im Erwachsenenalter vereinnahmenden Gesellschaft, was ihm Gefühlsruhe schenkte und sein Leben vor allem im Kreis der Wirtshaushöckler lebenswerter machte, so wie es Hermann Hesse (1877–1962) in seinem «Demian», der Jugendgeschichte des Emil Sinclair, seinen Titelhelden treffend ausführen lässt: «Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte. Warum war das so schwer?»



Ruedi Bucher 1960, Lauf in Reinach BL. (DA ADKB)

Gelegentlich gibt es noch heute Wirte, die mit Kreidestrichen auf einer schwarzen Tafel die Schulden der Zecher festhalten. Damit wollen sie den bei ihnen in der Kreide stehenden Gast daran hindern, sie um die Zeche zu prellen.

Die Neigung des Menschen zur Zechprellerei scheint so alt zu sein wie das Gastgewerbe, welches in unserem Kulturkreis sicher in die Zeit der Römer mit ihren Tavernen (taberna) in den Städten und den Herbergen (mansio) an den Heerstrassen ihres weit verzweigten Reiches, die gleichzeitig Wirtschaft, Verkaufsladen und Bordell waren, zurückreicht.

Wirtstochter stellt sich möglichen Zechprellern in den Weg

In unserem Dorf war der Diebstahl am Gastwirt ein Thema, seit die ersten Wirtschaften ans Licht der Öffentlichkeit traten. Das «Landvögtliche Montags- und Wochenratsprotokoll» aus Lichtensteig vom 29. März 1669 weiss zu berichten, dass Antoni Brändlin, Jacob Rühiman und Claus Steiner in Gesellschaft mit andern Einheimischen von Wil her in der Wirtschaft in Bazenhaid zum Trunk einkehrten und dort becherten. Als Brändlin mit andern, darunter auch Heinrich Gross, am Aufbrechen waren, sei «das Meitlin (Serviertochter) für (vor) die Thür gestanden und gesagt, das es keinen fürth (fort) lasse, bis alle die urthen (Zeche) bezahlt haben.» Sobald es sich vor Gross hinstellte, warf Brändlin ein, er wolle dessen Zeche übernehmen. In einem Anflug von Neid jedoch gab Steiner zu verstehen, Gross hätte mit der Serviertochter ein Verhältnis gehabt. Darauf fühlte sich Brändlin wegen Ehrverletzung seines Freundes angegriffen und verpasste Steiner mehrere Schläge. Deswegen verhängte der Landrat über Brändlin eine Busse. Die Verfahrenskosten musste jeder selber tragen und gegenüber dem «Meitlin», der Tochter und Serviertochter des Wirts, sollten sie gebührenden Abstand halten, «und jedem sein recht gegen der wüthsdochter vorbehalten (vorenthalten) sein.»¹

«Hoteldirektor» im Urlaub

Im Herbst 1899 gab ein angeblicher «Hoteldirektor» aus Winterthur im Gasthaus B. zu verstehen, er hätte den letzten Toggenburgerzug verpasst und sehe sich genötigt, Nachtquartier zu nehmen. Danach entschied er sich für einen längeren Aufenthalt, weil ihn die freundlichen Wirtsleute und die schöne Ortslage überzeugt hätten und er ohnehin als Urlauber drei Wochen unterwegs sei. Nachdem er den Grossteil seiner Ferien in vollen Zügen genossen hatte, und die Rechnung «eine ziemliche Höhe erreicht» hatte, «nahm er Abschied auf Nimmerwiedersehen und der Wirt hatte das Nachsehen.»²

«Ein feiner Herr»

Vor gut 30 Jahren gelang es einem Zechpreller in Bazenhaid und andernorts, sein Unwesen mit weiteren Betrügereien traurig zu krönen. Der nicht ganz 1.70m grosse Mann mit grau melierten Haaren trug zeitweise eine Brille mit feinem Goldgestell, trat redengewandt und sicher auf und täuschte sein Gegenüber mit gepflegtem Erscheinen. Er gab sich als Arzt, Tierarzt, hoher Beamter oder Lehrer aus «unter Verwendung richtiger Namen im Telefonbuch.» Punkto Kost legte er sich mächtig ins Zeug, wobei er andere Gäste einlud, vom Wirt teure Menüvorschläge verlangte, Reservationen arrangierte, dazu jeweils ein Probeessen begehrte, welches er auf Rechnung des fingierten Anlasses schreiben liess. Manchmal machte er sich aus dem Staub, indem er angab, er müsse erst das Portemonnaie im Auto oder Geschäft holen, damit er «dem Personal ein Trinkgeld für den ausgezeichneten Service geben oder gar das Taxi für die nächste dringende Sitzzug bezahlen» könne. Oder er gab vor, seine Geldbörse im Auto zu suchen, damit er von aussen telefonieren konnte, um mit verstellter Stimme im Lokal «den Herrn Doktor als Telefon» zu verlangen oder ausrichten zu lassen, man habe sein Portemonnaie im Büro gefunden.